

Fritz Fiehler:
 Die Gesellschaft der Vermögens-
 besitzer. Über Geld, Chicago und
 Milton Friedman,
 VSA-Verlag Hamburg 2000,
 250 S. (20,40 €)

Obwohl es sich bei diesem Buch »nur« um die überarbeitete Fassung einer Dissertation handelt, stellt es einen bedeutenden Beitrag zur theoretischen Beschreibung des sich in den letzten Jahrzehnten vollzogenen Umbruchs in der Welt des Kapitals dar. Im Kern geht es dabei um den in der bisherigen kritischen Theorie kaum reflektierten Wandel der Gesellschaft von einer Gesellschaft aus Einkommensbeziehern in eine Gesellschaft von Vermögensbesitzern. (Besser wäre es, hier von Vermögens-eigentümern zu sprechen.) Dieser Wandel vollzog sich im wesentlichen im 20. Jahrhundert und impliziert für die Theorie eine nicht unbeträchtliche Akzentverschiebung: Standen bisher die Warenproduktion und der Warenaustausch im Fokus der ökonomischen Analyse, so ist dies jetzt die Vermögenshaltung. Damit verändert sich aber auch der Gegenstand der soziologischen Betrachtung: Stand bisher vor allem der Warenproduzent (Kapitalist und Arbeiter, letzterer als unmittelbarer Produzent) im Mittelpunkt, so ist dies jetzt der Vermögensbesitzer, welcher als »Kassenwart, Investor und Spekulant in einem« erscheint (S. 80). Der Reichtum der Gesellschaft, welcher Marx noch als eine »ungeheure Warensammlung« erschien (1859), tritt uns jetzt als »eine ungeheure Sammlung von Vermögen unterschiedlicher Form« (S. 81) entgegen. Seine Elementarform ist mithin nicht mehr die einzelne Ware, sondern das Vermögen als solches, welches einen wie auch immer gearteten »Zins« abwirft. Der »Besitz von Vermögen« wird damit zur entscheidenden Frage für die Stellung des einzelnen in der Gesellschaft, das heißt, der Rentier rückt jetzt an die erste Stelle, »Lohnarbeiter und Manager kommen später« (S. 11 f.).

Der Autor geht das Problem nicht von der empirischen Seite an, wie man erwarten könnte, sondern theoretisch, indem er die wichtigsten Texte, die in Reaktion auf die sich

in der Realität vollziehenden Veränderungen veröffentlicht wurden, referiert. Dabei beweist er freilich einen nicht hoch genug einzuschätzenden Kenntnisstand und einen guten Überblick. Trotzdem erhält das Ganze dadurch den Charakter einer Theorie aus »zweiter Hand«, einer Beschreibung eben und nicht den einer schlüssigen Erklärung eines neuen gesellschaftlichen Phänomens, was schade ist, denn eine Reihe von Theoremen und Hypothesen hätte sich durchaus empirisch belegen lassen. Ein Blick in das Literaturverzeichnis zeigt jedoch sofort, welchen Problemen sich der Autor bei der Abfassung des Textes gegenüber sah: Die Fülle an wichtigen Aufsätzen und Büchern läßt sich kaum bewältigen. Im Grunde genommen findet sich hier alles, was in den letzten hundertfünfzig Jahren an wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Werken von Rang veröffentlicht worden ist, zuzüglich einer repräsentativen Auswahl »linker« (alternativer) kapitalismuskritischer Quellen aus den letzten vierzig Jahren. Bei der Darstellung hält sich Fiehler dann jedoch in der Hauptsache an die Großen: Marx, Keynes und Friedman. Nun läßt sich Theorie bekanntlich nicht »theoriefrei« wiedergeben, auch in der Theoriegeschichte nicht. Der Autor muß Position beziehen, und er tut es auch, egal, ob er dies sich und dem Leser eingesteht oder nicht. Im vorliegenden Buch werden die Auffassungen von Keynes und Friedman in der Hauptsache *kritisch* referiert, wodurch sich die Position des Autors in bestimmtem Maße zu erkennen gibt. Ganz entgeht er dem Eklektizismus, vor dem er selbst warnt (S. 17), dadurch aber nicht. Teilweise mag dies der Tatsache geschuldet sein, daß es in der Gegenwart keinen theoretischen Ansatz gibt, der den hier thematisierten Übergang von der Gesellschaft der Einkommensbezieher zu einer modernen Gesellschaft von »Vermögensbesitzern« widerspruchsfrei zu erklären vermag. Am wenigsten kann dies die monetaristische Theorie von Milton Friedman leisten, da sie diesen Übergang unmittelbar reflektiert und ihr somit die theoretische und ideologische Distanz fehlt, um ihn erklären zu können.

Wenn das vorliegende, vor allem Friedman referierende, Buch auch keine hinreichende wissenschaftliche Erklärung für diesen Prozeß liefert, so läßt es sich doch unter verschiede-

nen Aspekten mit Gewinn lesen: als theoriegeschichtliches Resümee der Diskussion der letzten hundert Jahre, als komparative Studie zu Keynes und Friedman mit gelegentlichen Exkursen zu Marx und als kritische Referenz gegenüber Friedman. Letzteres verwundert vielleicht etwas, aber auch die zum Schluß zitierte Absage Modiglianis 1977 an den Monetarismus (»Wir sind heute alle Monetaristen... Keiner ist mehr ein Monetarist.« – S. 230) läßt offen, welches die Konturen des neuen, den Monetarismus schließlich überwindenden Paradigmas eigentlich sind. In der gegenwärtigen Diskussion wird eine Rückkehr zum Keynesianismus hier ebenso für möglich gehalten wie eine neuerliche Symbiose verschiedener Ansätze. Ohne eine tiefere Analyse der sich tatsächlich vollziehenden praktischen Prozesse, zum Beispiel auf dem Gebiet des Geldwesens, wird diese Frage aber wohl kaum zu beantworten sein. Daran aber mangelt es generell, nicht nur in diesem Buch.

ULRICH BUSCH

**Peter Döge, Michael Meuser (Hrsg.):
Männlichkeit und soziale
Ordnung. Neuere Beiträge
zur Geschlechterforschung,
Leske + Budrich Opladen 2001,
239 S. (22,50 €)**

Das hier vorgestellte Buch versteht sich als ein Beitrag zur Geschlechterforschung, in dessen Zentrum vor allem die Frage nach den Konstitutions- und Reproduktionsbedingungen von Männlichkeit steht. Die einzelnen Beiträge stammen aus der soziologischen und politikwissenschaftlichen Geschlechterforschung und behandeln die geschlechtlichen Dimensionen sozialen Handelns von Männern in verschiedenen sozialen Feldern wie Familie, Politik, Beruf oder Militär. Insbesondere die lebensweltlichen und sozialstrukturellen Hintergründe des vergeschlechtlichten Handelns werden thematisiert; zu diesen Hintergründen zählen beispielsweise homosoziale Gemeinschaften, Milieuzugehörigkeiten und ethnische Herkunft.

Männlichkeitsforschung, so eine Ausgangsthese der Herausgeber, bezieht sich auf die

noch dominierende Seite des Geschlechterverhältnisses und kann einen Beitrag zur Problematik der hegemonialen Position von Männern sowie zur Erschütterung der »Evidenz des Selbstverständlichen« (Bourdieu) liefern. Die Artikel versuchen explizit eine modische Behandlung des Themas »Männlichkeit« zu umgehen und verstehen sich nicht als ein weiteres Produkt auf dem Markt der Männergruppen-, Selbsterfahrungs- oder Betroffenheitsliteratur. Vielmehr wollen sie anhand vertiefter Analysen versuchen, die Horizonte der industrie-, berufs-, militär-, technik-, medien- und migrationssoziologischen Untersuchungen um den Aspekt von Männlichkeit zu erweitern.

Den Auftakt des Buches bildet eine instruktive Einführung über die ideengeschichtliche Entwicklung und die aktuellen Perspektiven der Männlichkeitsforschung von Meuser und Döge. Sowohl politikwissenschaftliche als auch soziologische Klassiker werden bezüglich Geschlechterforschung näher betrachtet und erörtert. Auch »neuere« Forschungen von Bourdieu oder Connell sind Ausgangspunkt einer sich im Aufbau befindenden Männerforschung in der BRD. Die in dem Band versammelten Beiträge legitimieren sich ausgehend von dem dürftigen Systematisierungs- und Entwicklungsgrad einer sozialwissenschaftlichen Männlichkeitsforschung.

Die folgenden zwei Artikel behandeln Männlichkeit und soziale Milieus. So machen Cornelia Koppetsch und Maja S. Maier auf die notwendige Berücksichtigung sozialstruktureller Differenzierungen in der Männlichkeitsforschung aufmerksam und untersuchen in milieuvergleichender Perspektive die Verhältnisse von kulturellen Leitbildern von Männlichkeit und deren alltagspraktische Normierungen. Welche Ordnungen von heterosexueller Partnerschaft werden von den Paaren ausgehandelt? Wie realisieren sich Partnerschaften in individualisierten, familiären und traditionellen Milieus? Auch der Beitrag von Ralf Bohnsack betrachtet die sozialstrukturellen Differenzierungen, jedoch im Hinblick auf Ethnizität. Er untersucht den geschlechtlichen und ethnischen Habitus von Jugendlichen türkischer Herkunft. Unter der Rubrik Männlichkeitskulturen versammeln sich vier weitere Artikel. Doris Janshen fragt sich, was Männer-

kultur eigentlich ausmacht und untersucht die spezifischen Normen, die zu einer Aufteilung von Machtpositionen unter Männern führen. Dem Militär kommt dabei eine Schlüsselfunktion zu, weil dort Männern Kompetenzen vermittelt werden, auf denen eine hegemoniale Männerkultur aufbauen kann. Auch Uta Klein behandelt das Militär, allerdings das Israels, das seit seiner Gründung auch die Wehrpflicht für Frauen kennt. In Israel ist das Militär nach Klein eine »rite de passage« zur Männlichkeit und zur homo-sozialen Gemeinschaft unter Männern, in der Kameradschaft zwischen ihnen wichtiger wird als zwischen Männern und Frauen. Rafael Behr untersucht eine andere, traditionell männliche Institution: die Polizei. Die von Behr ausgemachte Kriegermännlichkeit, die dort die vorherrschende Männlichkeitskonstruktion darstellt, bildet seiner Analyse zufolge auch den Referenzpunkt des eigenen Handelns von Polizistinnen. Inwieweit Technikkompetenz immer noch vorwiegend Männern zugeschrieben wird und welche Auswirkungen Männerkonstruktionen wie das »scientific warrior« auf die staatliche Forschungs- und Technologiepolitik haben, analysiert Peter Döge. In den inhaltlichen Ausrichtungen der staatlich geförderten Forschungen kann man aber nicht nur eine Hierarchisierung zwischen Männern und Frauen erblicken, sondern auch Hierarchisierungen unterschiedlicher Männlichkeiten. Unter der Sektion Mann, Beruf und Familie untersuchen Cornelia Behnke und Renate Liebold die diskursiven Strategien von männlichen Führungskräften, mit denen diese einerseits den wachsenden Unmut der Ehefrauen über das traditionale Familienarrangement und andererseits ihre eigene berufliche Karriere miteinander zu verbinden versuchen. Es wird deutlich, daß die Männer ihr berufliches Engagement nicht zugunsten einer stärkeren Familienorientierung aufgeben möchten. Hannes Ummel weist in einer Fallanalyse nach, wie Krankenpfleger versuchen, ihre geschlechtsuntypische Berufsbiographie in das geschlechtliche Selbstkonzept zu integrieren. Aber selbst wenn die Rahmenbedingungen enttraditionalisiert sind, bestimmen habituelle geschlechtliche Dispositionen das Handeln. So gelingt es auch den Pflegern nicht, geschlechtstypisierende Selbst- und Fremdwahrnehmungen zu überwinden.

Familienpolitik ist nicht nur Mütterpolitik, sondern auch Väterpolitik, so Wiebke Kolbe in ihrem Beitrag über die Vaterschaft in der Sozial- und Familienpolitik in Schweden und Deutschland. Kolbe zeigt in ihrem Vergleich auf, wie Vaterschaft jeweils spezifisch sozial konstruiert wird. In der den Band abschließenden Sektion zu Männern und Medien analysiert Guido Zurstiege sehr instruktiv die historische Veränderung von Männerbildern – und dadurch auch des Geschlechterverhältnisses – anhand der Werbung. Er zeigt aufgrund von Studien zu Werbeanzeigen der fünfziger, sebziger und neunziger Jahre auf, wie Männerkörper, trotz der häufigen Darstellungen nackter Männer, zunehmend einem kritischen Blick unterworfen werden. Werbung ist aber auch »exklusive Kommunikation« und unterliegt einer »sozialen Ausblendungsregel« (S. 213), da sie lediglich auf diejenigen Männer und Frauen abzielt, die sich den Konsum leisten können. Michael Meuser richtet seinen Blick auf die Männlichkeitsdiskurse in Männerzeitschriften. In diesen wird eine Körperreflexivität propagiert, welche die Männer einer normativen Anpassung an Körperästhetiken unterwirft, die bislang auch für Frauen galten. Andere Perspektiven auf Männlichkeit und Weiblichkeit werden jedoch nicht vermittelt. Zwar ist der Diskurs der Männerzeitschriften mittlerweile reflexiver geworden, der hegemoniale Geschlechterdiskurs wird aber nicht kritisch in Frage gestellt.

Der Band liefert sehr interessante Einblicke in die neuere Männlichkeitsforschung und überzeugt durch seinen klaren Aufbau und die Analysen aktueller gesellschaftlicher Entwicklungen. Allerdings mangelt es den Forschungen an einer Einbeziehung der Kategorie des sexuellen Begehrens – wie die Herausgeber auch selber zugeben – und an der Anknüpfung an die Dekonstruktion. Zwar sind Studien zu den gelebten Existenzweisen von Geschlecht immer noch sehr wichtig, aber dennoch wäre eine dekonstruktive Sichtweise auf die Kategorie Geschlecht in diesen Beiträgen notwendig, gerade um nicht wiederum die Geschlechterbinarität festzuschreiben und deren Relationalität zu anderen Kategorien besser zu verdeutlichen. Was die Männlichkeitsforschung benötigt, ist eine grundsätzliche Problematisierung und Genealogie der Kategorie Ge-

schlecht sowie eine grundlegende Kritik des (heterosexuellen) Systems bipolarer Zweigeschlechtlichkeit.

STEPHAN MOEBIUS

Thomas Meyer:
Die humane Revolution.
Plädoyer für eine zivile
Lebenskultur,
Aufbau-Verlag Berlin 2001,
160 S. (15,00 €)

Die sozialen Lebenswelten, in denen sich die unterschiedlichen Menschen im Alltag als Gleiche erleben können, müßten abgesichert werden. Der Autor nennt dies eine kulturelle Gegenkraft gegen die Herrschaft des Augenblicksmenschen, der nur an seine unmittelbaren und eigennützigen Interessen denke. Die Globalisierung der Ökonomie habe in den Institutionen des Staates zu einer Kultur der Zeitlosigkeit geführt, in der nur noch die Gegenwart existiere. Die »großen Ideologien«, wie der Nationalsozialismus und Kommunismus, seien als Lebensentwürfe völlig widerlegt. Ganz im Sinne Sartres präsentiert uns der Autor die verschiedenen Gesellschaftsformen des 20. Jahrhunderts als »Projekte«, »Experimente«, »Entwürfe«, die im »Laboratorium für Großversuche der menschlichen Rasse« entstanden seien. Weder die nationalsozialistische Revolution von 1933, noch die russische Oktoberrevolution von 1917 führt der Autor auf gesellschaftliche Verhältnisse zurück, deren Hunger, Elend und Krieg die Menschen verzweifelt nach menschlichen Orientierungen suchen ließen. Daß sie sich in ihrem Blick auf die Zukunft irrten, war eben nicht Folge eines gescheiterten »Entwurfs«, sondern Unwissenheit über die Ursachen ihres Elends, ihrer Entfremdungen und ihrer Illusionen über die »neue« Zeit. Das Scheitern dieser »großen Ideologien«, so der Autor, sei eine wesentliche Grundlage für die Orientierungslosigkeit der Menschen von heute, die weder an ein Jenseits glauben würden, noch an ein Paradies auf Erden. Diese Orientierungslosigkeit, die sich besonders in der wachsenden Gewaltbereitschaft der Jugend zeige – was Thomas Meyer sehr

plausibel mit vielen Fakten belegt –, müsse durch eine politische Anthropologie bekämpft werden.

Die ungehemmte Vorherrschaft des ökonomischen Kapitals verzehre das »soziale Kapital«, worunter der Autor die Gefährdung von Familie, Schule, Verein und Liebe versteht. Ohne diese Lebenswelten stehe die Zivilisation ständig vor einem Abgrund, der nur durch vehemente Einmischung des Sozialstaates zu verhindern sei. Auschwitz müsse als ständige Möglichkeit der Moderne gesehen werden, wenn sich die Politik aus der Ökonomie und dem Schutz der sozialen Lebenswelten zurückziehe. Er widerspricht Martin Walser, der das Nachdenken über Auschwitz beenden wollte. Meyer will Auschwitz als Mahnmal präsent halten. Ein Mahnmal, das uns an die Folgen des übersteigerten Partikularismus in der Gesellschaft erinnert. »Der Widerspruch zwischen der betriebswirtschaftlichen Rationalität und ihren sozialen Folgen bis hin zur Gefährdung des gesellschaftlichen Zusammenhalts verlangt die Zivilisierung des neuen Kapitalismus.«

Zwar dürfe sich die Politik nicht »gegen die Märkte« stellen, sie dürfe aber auch nicht einfach im Fahrwasser des neoliberalen Kurses bloß »für die Märkte« eintreten, sondern müsse vielmehr eine Politik »mit den Märkten« werden.

Was an diesem Kapitalismus neu ist, beschreibt er ausführlich in seinen Reflexionen über die erste und zweite Moderne, den digitalen Kapitalismus und den »Gegenwartsdruck der Medien«, die er für den Rückgang des »Sozialkapitals« im wesentlichen verantwortlich macht. Das Programm, mit dem der Autor, der als Professor für Politikwissenschaft und Leiter der Politischen Akademie der Friedrich-Ebert-Stiftung tätig ist, diesen superschnellen Kapitalismus zügeln möchte, ist der Appell an die Politik, sie möge anthropologisch werden.

Diesem Buch fehlt eine ontologische Basis, das heißt eine historische Reflexion darüber, was den Menschen denn eigentlich zum Menschen macht, und was ihn an seiner menschlichen Entfaltung hindert. Meyer beschreibt seine politische Anthropologie zwar als zweipolig, einerseits gebunden an die »individuellen menschlichen Grundbedürfnisse«, ande-

rerseits abhängig von den »sozialen Lebenskontexten«, wozu er Zeit für Gespräche, für Liebe und Freundschaft zählt. Doch das erklärt nicht, warum diese zwei Pole so schwierig in Einklang miteinander zu bringen sind. Warum treten Menschen immer heftiger und brutaler gegeneinander in Konkurrenz? Das liegt doch nicht nur daran, wie der Autor unterstellt, daß uns die »Lebensentwürfe« ausgegangen sind. Die Konkurrenz der Menschen hat zwar mit dem Bewußtsein, aber doch wesentlich mit dem Sein der Menschen zu tun. Wer täglich nur von Marktanteilen, Marktkonkurrenz, Umsatz und Wettbewerb lebt, dessen Persönlichkeit paßt sich diesem Pragmatismus leicht an. Für den Autor ist diese Ökonomie eine Art Moloch, den es durch die Politik im Zaum zu halten gelte, um Gerechtigkeit walten zu lassen. Dabei haben wir Menschen diese Ökonomie selbst gemacht. Dieser Ökonomie passen wir uns und unsere Bildung an. Daß diese Ökonomie uns heute nicht als Gattung einigt, wozu die technisierte Arbeit objektiv längst in der Lage wäre, sondern uns ständig mehr als Menschen und Nationen in Konkurrenten oder Kunden verwandelt, können wir nicht Gott oder den Politikern in die Schuhe schieben.

Der Mensch hat als gesellschaftliches Wesen durch seine immer intensivere und technisiertere Arbeit eine Beziehung zur Natur geschaffen, die ihn von dieser mehr und mehr unabhängig macht. Der Mensch schafft mit seiner Arbeit die Grundlage seiner Kultur – Konkurrenz hier, Konkurrenz da.

Thomas Meyer präsentiert mit seiner politischen Anthropologie wenig neue Ideen. Er popularisiert den »kategorischen Imperativ« des Philosophen Kant, nach dem jeder das eigene Handeln als Maßstab für das allgemeine Handeln bewerten sollte und plädiert, ganz im Sinne Albert Schweitzers, für eine zivile Lebenskultur. Schweitzer forderte nach dem Ersten Weltkrieg die Umgestaltung des modernen Staates in den Kulturstaat, dessen Kraft »in der Geistigkeit und im Ethischen« liege. Thomas Meyer, der, im Gegensatz zu Schweitzer, keine religiöse Transzendenz als objektive Perspektive für seine Vision vom »Sozialstaat« zu bieten hat, hinter der sich die Menschen illusionär verwirklichen könnten, deutet die gesellschaftliche Wirklichkeit und

geht an deren objektiven Kategorien, wie die der Arbeit, vorbei. Er entwickelt keine ontologische Analyse, die zur Kritik des Zwecks der gesellschaftlichen Arbeit führen könnte und damit zur Identität des Menschen mit sich selbst. Der Einfluß seiner politischen Anthropologie wird deshalb klein bleiben. Meyers »humanistische Revolution« würde die SPD, in deren Programmkommission er sitzt, nicht nur vom Wähler entfernen, auch der Kanzler wird die anthropologische Politik als untauglich einstufen. Sie taugt nicht, um die Staatsgeschäfte für den »neuen« Kapitalismus gestalten zu können. Der Kanzler hat bereits am Beispiel Lafontaine gezeigt, was er mit Anhängern des Idealismus macht, er isoliert sie als schöngeistige Weltverbesserer, die von der harten Wirklichkeit nichts verstanden haben. So bleibt das Buch eine, sicher gut gemeinte, Absichtserklärung, um ein Stückchen Menschlichkeit zu retten.

JÜRGEN MEIER

Georg Seeblen, Markus Metz: Krieg der Bilder – Bilder des Krieges.

Abhandlung über die Katastrophe
und die mediale Wirklichkeit,
Edition TIAMAT Berlin 2002,
160 S. (14,00 €).

Die Lage ist ernst, aber hoffnungslos. Mit diesen dünnen Worten könnte man das Fazit aus der Lektüre eines neuen Buches von Georg Seeblen über den Krieg der Bilder, die Katastrophe und die mediale Wirklichkeit beschreiben. Zusammen mit dem Journalisten Markus Metz, der zu dem Band einen Text über Planspiele und Testhandlungen des militärischen Informationskrieges der US-Streitkräfte beisteuerte, versucht sich Seeblen an einer übergreifenden Darstellung vom Bild des Krieges in den Medien und den medialen Beschichtigungen des realen Krieges. Äußerer Anlaß der Arbeit war natürlich der Terroranschlag vom 11. September 2001.

Seeblen beginnt zunächst mit einer systematischen Einführung des Zusammenhangs von Katastrophe, Bild, Terror und Krieg. Es geht ihm hier vor allem um die Erfassung des der-

zeitigen Gewaltmechanismus. Ein meta-komplexes System hat sich da der Gesellschaft aufgedrängt, das sich aus drei Komponenten zusammensetzt: aus den Medien, der Relevanz des Krieges und den kaum noch zu trennenden Sphären Politik und Ökonomie. Die drei Systeme verhalten sich mittlerweile nicht mehr hierarchisch zueinander, sondern schieben einander an und schaukeln sich hoch. Zu den Katastrophen, die jedes der drei Systeme schon für sich allein produziert, gesellt sich eine weitere hinzu. Seeblen nennt sie »Resonanzkatastrophe« und meint damit augenscheinlich solche Aktionen wie den Flugzeugangriff auf die USA vom letzten Herbst, aber auch den latenten Staatsterrorismus des Westens sowie die kleinen und mittleren Kriege in den vergangenen Jahren. Ohne die Berücksichtigung eines der drei Systeme wird sich eine gesellschaftspolitische Analyse von Angriff, Terror und Katastrophe nicht bewerkstelligen lassen.

Für Seeblen ist allerdings der 11. September 2001 kein »ground-zero-Datum«, nachdem nun alles, die Welt und wir, anders würde. Das Ganze hat leider System und läuft schon seit längerem so. Verdunkelt wird durch die »Erklärung« der Einzigartigkeit der letzten Katastrophe, daß Terror und Krieg zunächst tendenziell und nun erneut wieder massiv zum legitimen Bestandteil der Politik gehören. Im Kapitalismus wohl gemerkt, das sollte man gut ideologiekritisch wie staatstheoretisch ab und an noch hinzufügen. Daher wurde der sogenannte Krieg gegen den Terror auch vorsorglich auf seine Endlosigkeit hin definiert.

Seeblen schreibt dazu: »Die Antwort auf die visuelle Kriegserklärung ist der ziellose Krieg, einer, der keine Ahnung davon zuläßt, wo denn der mögliche Endpunkt, der Sieg zu finden sei, der den Umschlag zum Frieden bezeichnen würde. Mochte man kurzfristig noch einmal auf die Phantasie von den »chirurgischen Eingriffen« zurückkehren, der »Patient« (unter dem man sich so etwa zwei bis drei Erdteile vorzustellen hat) ist zum Objekt einer Langzeittherapie erklärt worden, bei der man in erster Linie wohl gar nicht mehr nach den Heilungschancen fragen darf. Es ist die Ordnung des Krankenhauses, um die es geht, und die es in Kauf nimmt, daß immer wieder neue Krisen und Krisenherde zu bekämpfen sind.« Kurzum, der neue Krieg wird ein permanenter

werden. Äußerst erschwerend für dessen grundsätzliche Bekämpfung kommt hinzu, daß dieser Krieg nahezu geschichtslos ablaufen will und ohne wirkliche politische Adressaten geführt werden soll. Überhaupt »führen«. Können die High-Tech-Kriege der Zukunft »geführt« werden? Seeblen und Metz bezweifeln das. Die Verselbständigung des Meta-komplexes Medien (Simulation), Krieg (Tod) und Ökonomie (unter bestimmten Bedingungen ebenfalls Simulation oder Tod) kann nur noch bedingt kontrolliert werden. Aus dem Ruder geraten nicht nur ökonomische Parameter, Daten von Kriegszielen oder Wahrnehmungsschleifen nach dem MTV-Muster, sondern gerade die Steuerung der Ebenen Geld, Waffen und Bilder zu einem ideellen »Gesamtrechner« wird zunehmend erschwert. Die logische Folgerichtigkeit von Handlungen ist nicht mehr gewährleistet. Auf Eins kommt nicht mehr unbedingt Null, sondern vielleicht Null-Null und damit fliegt der angeblich »intelligente« Düsenjet ohne Besatzung nicht mehr nach Kuala-Lumpur, sondern trifft einige tausend Kilometer weiter ein paar ahnungslose Südchinesen. Dafür kann man sich dann bei Lockheed oder Boeing bedanken.

Schon der Anschlag auf das World Trade Center hatte keinen »Autor« (keinen Bekenner). Mehr noch, er hatte keinen »Text«. »Verfasst« war die terroristische »Botschaft« in der »Sprache«, die diese Zivilisation zu ihrer gemacht hat – »Faszination Bild«. Offenbar war die einzige bewußte Orientierung der Terroristen die Tatsache, daß sie mit Sicherheit ins Fernsehen gelangen würden. Das Fernsehmedium aber ist nicht nur politisches Leitmedium, sondern auch ein geschichtsloses Medium. Vermutlich gehören beide Funktionen sogar zusammen. Möglicherweise fällt es deswegen so schwer, gegen die anlaufende Kriegsmaschinerie wirksam zu opponieren, weil sich vor sie die Bildermaschine geschoben hat. Akzeptiert man den Krieg heute und hier widerspruchlos, weil es auf allen Fernsehkanälen sowieso ballert? Oder ist der nachrichtendienstliche Alptraum der Schreckensmeldungen aus aller Welt schon so drückend, daß Passivität und Fatalismus die gute Stube auszufüllen drohen? Unter Umständen beides.

Von politischer Macht sollte aber auch noch gesprochen werden. Es gibt für die permanen-

ten Krieger der westlichen Zivilisation so etwas wie ein mediales worst-case-Szenario. Sie dürfen und sie haben nicht vergessen, daß ein kritischer Fernsehjournalismus mit den Bildern vom realen Krieg das desaströse Vietnam-Abenteuer der USA mit beenden half. Die historische Lehre für die zukünftige Kriegsstrategie muß danach lauten: Wer Kriege durchführen will, der darf vom Endzweck des Todes so wenig wie möglich zeigen. An dieser Vervollständigung eines wahren Medienkrieges als dritter Front neben dem Geschäft und der Vernichtung arbeiten in den USA und den anderen NATO-Ländern ganze Stäbe und Abteilungen. Kosovo und Afghanistan haben die Effizienz ihrer Leistungen schon bewiesen. Wenn die Geschichte auf diese Art und Weise still gestellt wird, dann fällt es schwer, auf vergangene Katastrophen und Kriege irgendwie noch kritisch zu verweisen. Das Hauptargument der Kriegsherren muß dann in der dauernden Behauptung bestehen, die Computerbilder der heutigen Kriege wären »sauber«, weil es die realen Feldzüge angeblich auch wären. Vertraut uns und den Bildern, sagen sie. Dieser Mythos ließe sich eigentlich leicht entziffern, denn selbst, wenn man kaum Kenntnisse von ökonomischen oder politischen Prozessen hat, weiß man doch im Prinzip, daß Kriege immer mit dem Tod verbunden sind und demnach nichts Gutes verheißen. Metz hat in seinem Abschnitt über den »Information War« dann auch aufgezeigt, daß die Legende vom »sauberen« High-Technology-War nur für diejenigen gelten soll, die den Krieg erstens entfesseln, zweitens die technologischen Möglichkeiten dazu haben und die drittens vom Zielgebiet weit genug entfernt sind. Der Anspruch höherer Kriegswirkungen und die Vermeidung eigener Verluste durch Computersteuerung bedeuten für die definierten Ziele (Menschen) damit natürlich nicht weniger Leid und Tod.

Die Idee der gesellschaftlichen Katastrophe war phantasmagorisch in der US-amerikanischen Populärkultur, deren Ursprung im übrigen europäischer Natur ist, schon immer latent vorhanden. Im stärksten Teil des Buches widmet sich Seeßlen schließlich den Auswüchsen der Katastrophenphantasien im US-Kino und findet hinter den vordergründigen und spekulativen Actionkonstellationen der Katastro-

phen- und Science-Fiction-Filme zwei authentische soziale Kerne, die einen Eindruck davon zu vermitteln scheinen, wie brüchig das Selbstverständnis der US-Gesellschaft in Wahrheit ist. In einer Durchsicht der Filme vom Blockbuster bis zum C-Picture klingt nämlich an, daß die USA einerseits Angst haben und andererseits wohl von beträchtlichen Selbstzweifeln geprägt sind. Wahlweise äußert sich dies in den Filmen entweder in dysfunktionalen Gesellschaftszuständen, die nur durch selbstlose Helden im Einklang mit der Gemeinschaft halbwegs wieder gerade gebogen werden können, wobei jedoch eine Schädigung des US-amerikanischen Idylls nicht zu verhindern ist. Oder die Filmstruktur wird paranoid und hysterisch. Sie verfällt ins Chaos, und keine noch so genrespezifische Kinoberuhigung vermag die verlorengegangene Ordnung im Urzustand wiederherzustellen. Nahezu alle Katastrophenfilme aus den USA von [Towering Inferno] über [Blade runner] bis zu den mehr als dümmlichen »Terminator«-Filmen oder [Independence Day] reden von irreparablen Verletzungen.

Der Angstfaktor bezieht sich dabei durchaus auf das unterschwellige Bewußtsein, daß sich der Reichtum der Vereinigten Staaten bestimmt nicht nur aus der mythischen Selbsterklärung von technologischem Willen und eigener Hände Arbeit zusammensetzt. Viele US-Bürger scheinen zu wissen oder wenigstens zu ahnen, warum sie in vielen Teilen der Welt nicht gerade beliebt sind. Ihr Wohlergehen verursacht Kosten, die von außerhalb getragen werden. Das macht Angst. Auf der anderen Seite derselben Medaille liegen die Selbstzweifel. Dann sollte man verschiedentlich die Wahrheit sagen. Wenn Noam Chomsky sozusagen ein wenig das intellektuelle schlechte Gewissen der US-Elite darstellt, dann ist Bruce Willis dazu der Counterpart des white collar im Mainstream-Kino.

Die entscheidende qualitative Neuerung der Katastrophenstruktur im US-Film war in letzter Zeit bereits die Diffusion des Feindbildes, die zunehmend abstrakter werdende Konsistenz der Gefahr für »Gottes eigenes Land«. Filme wie [The Fifth Element] oder [Armageddon] (zweimal Bruce Willis) bekämpfen keine konkreten Gegner mehr, sondern das »schlechthin Böse« als Bedrohung der Erde in

Gestalt schwarzer lebloser Riesenplaneten oder Meteoriten. Auch die Konzepte des »Information War« wollen uns letztendlich glauben machen, abstrakte Ziele zu treffen, hinter denen sich nichts moralisch Verwerfliches mehr verbergen soll. Der Effekt ist eine provozierte Gleichgültigkeit gegenüber den vielen sehr realen Kriegsoptionen. Das heißt nach Seeßlen: »Vielleicht gibt es da eine Gleichung zwischen der Realität beziehungsweise Irrealität der Kriegsziele und der Realität bzw. Irrealität des Kriegsbildes. Aber je weniger Adressaten, desto mehr Opfer gibt es, und je virtueller der Krieg, desto gleichgültiger sind sie uns. Ein Krieg, der kein Subjekt und kein Objekt mehr kennt, keine Kriegserklärung und kein Kriegsziel, der hat, nachdem auch ein »Sieg« nicht eigentlich mehr von Bedeutung ist, vor allem eins als Sinn: sich selbst.«

Wie gesagt, die Lage ist hoffnungslos, aber ernst.

PAUL C. MARTIN

**Alexandra Michailowna Kollontai:
Diplomatische Tagebücher
1922-1940 in 2 Bänden,
Akademie-Verlag Moskau 2001,
1072 S.**

Es gibt nur wenige Menschen, deren überragende Größe aus der Verbindung von Intellekt, Gefühl und äußerem Erscheinen hervorgeht. Zu diesen Menschen zählt Alexandra Kollontai, deren 130. Geburtstag und 50. Todestag in diesem Jahr begangen werden.

Alexandra Kollontai wurde am 19. März 1872 in St. Petersburg als Tochter von Michail Domontowitsch in eine alte Gutsherrenfamilie hineingeboren. Sie wuchs in einer Atmosphäre auf, die sich an der europäischen Aufklärung orientierte. Eine große Bibliothek mit russischen und ausländischen Autoren gehörte ebenso dazu wie der Sprach- und Musikunterricht der Mutter, die zweifellos den Ton in der Familie angab. Prägend für die weitere Entwicklung des jungen Mädchens war darüber hinaus der Einfluß des Kindermädchens Maria Strachowa, bei dem sich linke Überzeugungen mit festen Moralprinzipien verbanden.

Ihr erster rebellischer Akt war ihre Ehe. Wie damals üblich, sollte sie eigentlich eine gute Partie machen und früh verheiratet werden. Das abschreckende Beispiel ihrer ältesten Schwester vor Augen, die 19jährig einen gut-situierten Mann von fast 70 Jahren geheiratet hatte, bewog sie zum heftigen Protest. Gegen den Willen der Eltern vermählte sie sich 1893 aus tiefer Leidenschaft mit ihrem Vetter, dem mittellosen Ingenieur Wladimir Kollontai und gebar einen Sohn. Doch die Ehe hielt nicht lange: Sie konnte und wollte sich nicht mit dem Dasein als Mutter und Hausfrau zufrieden geben, begann sich dem aufstrebenden Marxismus zuzuwenden und nahm immer stärkeren Anteil an sozialen Fragen.

Ihr nächster rebellischer Akt richtete sich gegen ihre Ehe. 1898 verließ sie Mann und Kind und ging nach Zürich zum Studium der Nationalökonomie. Damit begann ihr Leben als Berufsrevolutionärin. Sie bereiste mehrere westeuropäische Staaten, um sich mit der Arbeiterbewegung vertraut zu machen und begann publizistisch aktiv zu werden. Georgi Plechanow, Rosa Luxemburg, Laura und Paul Lafargue und Karl Kautsky wurden zu Gesprächspartnern und Weggefährten. Hatte sie sich nach den Auseinandersetzungen in der SDARP 1903 und deren Spaltung in Bolschewiki und Menschewiki noch nicht entscheiden können, sich einer der beiden Richtungen anzuschließen – zu tief war noch die Verehrung für Plechanow –, so nahm jedoch in den darauffolgenden Jahren die Überzeugung von der Notwendigkeit der Klassenauseinandersetzungen zu und damit ihre Hinwendung zu den Bolschewiki. In Auswertung der Klassenkämpfe um 1905 kam sie zu der Schlußfolgerung, daß die Arbeiterbewegung ohne eine aktive Beteiligung der Frauen nicht erfolgreich sein kann und begann sich mit aller Kraft dafür einzusetzen, »daß die Arbeiterbewegung auch die Frauenfrage als eines ihrer Kampfziele in ihr Programm aufnehme«¹. Damit begann sozusagen die Geburtsstunde des Kollontaischen Wirkens für die Befreiung der Frauen – ein Tätigkeitsfeld, dem sie sich unabhängig von ihren konkreten Aufgaben ein Leben lang widmete. Gemeinsam mit Gleichgesinnten eröffnete sie 1907 den ersten Arbeiterinnenklub und bereitete den Ersten Allrussischen Frauenkongreß von 1908 vor. Ihr Referat konnte sie

jedoch nicht mehr selbst halten, es wurde von der Textilarbeiterin Warwara Wolkowa vorgelesen – die Kollontai konnte sich rechtzeitig vor einer drohenden Verhaftung durch die zaristische Polizei durch Flucht ins Ausland retten. Bis zur Februarrevolution 1917 lebte sie als politische Emigrantin in verschiedenen europäischen Ländern und den USA. Hier kam sie mit den führenden Köpfen der internationalen Arbeiterbewegung auf Tagungen und in persönlichen Begegnungen zusammen, wie zum Beispiel August Bebel, Klara Zetkin, Rosa Luxemburg und natürlich Lenin. Gemeinsam mit Klara Zetkin setzte sie sich auf dem Internationalen Sozialistinnenkongreß 1910 für die Einführung eines Internationalen Frauentages ein.

In den Jahren der Emigration war Alexandra Kollontai vorwiegend als sozialdemokratische Journalistin, Lektorin, Agitatorin und unermüdliche Vorkämpferin der proletarischen Frauenbewegung tätig. Dabei bewältigte sie ein fast unvorstellbares Arbeitspensum: So bereiste sie zum Beispiel von Oktober 1915 bis Februar 1916 80 Städte in den USA und hielt 123 Vorträge in vier Sprachen.

Nach der Februarrevolution konnte sie nach Rußland zurückkehren, mischte sich sofort in die revolutionären Handlungen ein, wurde Deputierte des Petrograder Arbeiter- und Soldatenrates und von der Kerenski-Regierung im Sommer verhaftet. Auf Ersuchen von Maxim Gorki kam sie auf Kautionsfrei und war aktiv an der Vorbereitung und Durchführung des bewaffneten Aufstandes im November 1917 in Petrograd beteiligt. In der Leninschen Regierung wurde sie die weltweit erste Ministerin mit dem Ressort Staatliche Fürsorge. Mit großem Elan widmete sie sich dieser Aufgabe, gleichzeitig rebellierte sie wieder. In den Auseinandersetzungen um den Friedensvertrag von Brest-Litowsk stand sie auf der Seite der Gegner und legte im März 1918 aus Protest gegen den Vertrag ihr Ministeramt nieder.

Es folgte wieder eine Zeit der Agitations- und Propagandaarbeit, sie reiste durch das Land, widmete sich vor allem der Thematik Sittlichkeit, Moral, Befreiung der Frau und übernahm die Leitung der Frauenabteilung des ZK der KPR(B), gab eine Frauenzeitschrift heraus und organisierte mehrere Frauenkongresse.

Und dann wieder eine Rebellion: Zusammen mit anderen gründete sie die Arbeiteropposition, die sich für verstärkte Beteiligung der Arbeiter an der Gestaltung der Wirtschaft und gegen die Übermacht der Bürokratie aussprach. Auf dem Parteitag der russischen Kommunisten und dem Kongreß der Komintern 1921 erhielten die Anhänger der Arbeiteropposition eine entschiedene Abfuhr, und diesmal gab die Kollontai nach.

Für gewöhnlich endet hier das Interesse an Leben und Tätigkeit von Alexandra Kollontai, was zum Teil auch damit zusammenhängt, daß ihre bisher veröffentlichten autobiographischen Publikationen mit diesem Lebensabschnitt enden.² Um so erfreulicher ist es, daß der nachfolgende Lebensabschnitt, der fast dreißig Jahre währen sollte, nun dokumentiert wird. Mit Unterstützung der Rosa-Luxemburg-Stiftung liegen seit Ende des vorigen Jahres die *Diplomatischen Tagebücher 1922-1940*³ der Kollontai in einer zweibändigen Ausgabe vor und vervollkommen so das Bild über das bewegte Leben dieser außergewöhnlichen Frau. Sie war die erste weibliche Spitzendiplomatin der Welt und das für ein Land, das selbst erst um seine völkerrechtliche Anerkennung rang.

Die Besonderheiten der *Diplomatischen Tagebücher* werden von ihr selbst wie folgt charakterisiert: »Ich stütze mich nicht auf Dokumente, und darin liegt der Wert meiner Aufzeichnungen. Ich schreibe darüber, was ich selbst sah, über jene Personen und Eindrücke, die ich persönlich hatte. Ich überprüfe lediglich gelegentlich die Daten, die eventuell bei den Aufzeichnungen verloren gegangen sind. Für die zukünftigen Historiker ist der unmittelbare Eindruck der lebendigen Teilnahme jener Jahre von Interesse. Die Aufgabe zukünftiger Historiker wird es sein, meine Angaben mit den Dokumenten anderer Zeitgenossen zu vergleichen und entsprechende Schlußfolgerungen zu ziehen.«⁴ Und in der Tat sind ihre *Diplomatischen Tagebücher* sehr vielschichtig. Sie beschreibt in ihnen ihre Tätigkeit in Norwegen, Mexiko und Schweden in den Jahren 1922 bis 1940. Dabei geht sie weit über die Darstellung der »reinen Diplomatie« hinaus: Natur, Geschichte und Kultur der einzelnen Länder und Völker haben ebenso ihren Platz wie die Charakteristika einzelner Persönlichkeiten des gesellschaftlichen Lebens.

Wie für eine Reihe anderer unbotmäßiger Revolutionäre auch war für sie ihre Abkommandierung in den diplomatischen Dienst eine Art Verbannung. Stalin persönlich sprach sich dafür aus, daß sie nach Kanada gehen sollte, doch England verweigerte die Akkreditierung. Zu skandinavischen Ländern jedoch hatte sie noch von früher vielfältige Kontakte, so daß Norwegen einer Akkreditierung zustimmte. Daß auch die Kollontai sich als verbannt betrachtete, wird aus vielen Auslassungen über die Sowjetunion und ihre damit verbundenen Sehnsüchte und Sorgen deutlich. So oft es ging, nahm sie auch die Gelegenheit wahr, nach Hause zu fahren.

Wie ein roter Faden zieht sich durch die Tagebücher die Frauenthematik, wobei sowohl das Leben der Frauen in den einzelnen Ländern, als auch in der Sowjetunion reflektiert wird. Besonders hervorzuheben ist der Beitrag von Alexandra Kollontai zur Beendigung des Winterkrieges 1939/40 zwischen der Sowjetunion und Finnland. Von den 15 Heften beschäftigt sich ein gesamtes Heft mit diesem Thema.⁵ Ihre diplomatischen Aktivitäten von Schweden aus trugen wesentlich dazu bei, daß der Krieg 1940 beendet werden konnte. Auch hatte sie nicht unwesentlichen Einfluß auf die weitere Haltung Schwedens im Zweiten Weltkrieg.

Die *Diplomatischen Tagebücher* stellen einen ungewöhnlich intimen Blick auf einen hochbrisanten historischen Zeitabschnitt dar. Und bei all dem wird der Zusammenhang zwischen den »großen« und den »kleinen« politischen und diplomatischen Problemen hergestellt. Da werden Gespräche mit Stalin genauso wiedergegeben wie ihre Sorgen darüber, wie sie sich der Kleiderordnung des diplomatischen Protokolls einpassen muß. Sie zeigen, wie eine mutige Frau für den sozialen Fortschritt unter schwierigen Bedingungen gekämpft hat und gestatten gleichzeitig einen Blick auf viele persönliche Probleme und Nöte.

Die Geschichte des Manuskripts erhellt Muchamedshanov⁶. Noch zu Lebzeiten übergab die Kollontai ihren Text an das Marx-Engels-Lenin-Institut (in Moskau) und bestimmte in ihrem Testament, daß die Tagebücher im Jahre 1972, zu ihrem 100. Geburtstag also, veröffentlicht werden sollen. Das Manuskript befand sich im geschlossenen Teil

des Zentralen Parteiarchivs des Instituts für Marxismus-Leninismus beim ZK der KPdSU und es führte kein Weg zu seiner Veröffentlichung, weder zu ihrem 100. Geburtstag, noch später. Erst im Zusammenhang mit der Perestrojka wurde der Text zur Veröffentlichung vorbereitet und Teile aus ihm publiziert. Die Ereignisse des Jahres 1991 jedoch machten alle weiteren Vorhaben zunichte. Somit ist die jetzige Edition die erste vollständige Ausgabe der Diplomatischen Tagebücher Alexandra Kollontais und schließt damit eine Lücke sowohl in der Forschung zu ihrem Leben und Werk einerseits und zur Geschichte der sowjetischen Diplomatie andererseits.

Die Tagebücher sind mit umfangreichen Anmerkungen versehen, die historische Persönlichkeiten und Ereignisse erläutern. Ein Personen- und Sachregister fehlt allerdings, das eine sinnvolle Ergänzung des wissenschaftlichen Apparats dargestellt hätte. Eine Vielzahl historischer Fotografien illustrieren anschaulich den flüssig geschriebenen Text.

HELLA HERTZFELDT

- 1 Kollontai, Alexandra (o. J.): Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin, Berlin.
- 2 Vgl. Kollontai, Alexandra (o. J.): Autobiographie einer sexuell emanzipierten Kommunistin, Berlin; Dieselbe (1980): Ich habe viele Leben gelebt..., Berlin.
- 3 Kollontai, A. M. (2001): Diplomatscheskije dnevniki 1922-1940 v dvuch tomach, Moskva.
- 4 Kollontai, A. M. an Mirny, S. M. 17. November 1950, zitiert nach: Muchamedshanov, M. M.: »Exelenz madam Kollontay«, in: Kollontai, A. M. (2001), Diplomatscheskije dnevniki 1922-1940, a. a. O., S. 18 f. (Übersetzung – H.H.).
- 5 Vgl. Kollontai, A. M. (2001): Diplomatscheskije dnevniki 1922-1940, a. a. O., Bd. 2, S. 470 ff.
- 6 Vgl. Muchamedshanov, M. M.: »Exelenz madam Kollontay«, a. a. O., S. 30.